basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Basler Brauch vor dreissig Jahren

Autor(en): Anna Sarasin-Von der Mühll

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1934

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/1233b45c-357d-4a7d-b4cc-e71585dac07a

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Basler Brauch vor dreißig Jahren.

Von Anna Sarasin-Von der Mühll †.

Der Darstellung gewisser Basler Sitten und Bräuche aus der Feder der allzufrüh verstorbenen trefflichen Mitbürgerin haben wir besonders gern in unserm Jahrbuch Raum verstattet; spricht doch die erquickliche Frische des Stils und die unbefangene, von Kritik, Welt- und Menschenkenntnis geleitete Betrachtungsweise besser und eindrücklicher für die seltene und kostbare Frauennatur der Verfasserin, als es der ausführlichste biographische Nachruf könnte. Doch sind wir uns dabei bewußt, daß es Sitte und Gebrauch einer Oberschicht unserer Stadtbevölkerung ist, was hier geschildert wird, und daß in andern Schichten Ähnliches zu finden wäre, nur in weniger fester Fügung vorhanden oder in größerem Fluß begriffen. Diese Tatsache zu verkennen, wäre die vielgereiste und weltoffene Frau wohl selber die letzte gewesen. Die Herausgeber.

Reichlicher als in manch anderer Stadt waren in Basel vordem die Fenster zu ebener Erde, die Vorgärtchen und Höfe der Altstadt ausgezeichnet durch das ziervolle Rankenwerk der schmiedeisernen Gitter. Schranke dem Bewohner, Abwehr dem Eindringling, aber ein Schmuck kostbarer Art, dem Beschauer eine tägliche Freude. Wie gut konnte man sich vorstellen, daß abends bei des Mondes — oder der Gaslaterne — traulichem Schimmer das Vreneli, oder gar des Vrenelis junge Herrin, sich verstohlen zu galantem Geplauder in die behagliche Rundung des Fenstergitters lehnen mochte; und wie stilvoll öffnete sich langsam das prachtvolle Gitterportal zur Durchfahrt des schweren Landauers mit seinem glänzenden

Gespann! Heute aber gibt es in der ganzen Stadt wohl nur noch zwei Kunst-Schlosser, die mit Verständnis die vielgestaltigen Verästelungen eines reichen Gitterwerks herzustellen vermögen, und ihre Bestellungen sind spärlich gesät. Denn grobes Gußeisen in langweiligen geometrischen Mustern genügt, um den Einbrecher zeitweilig aufzuhalten, der es nicht auf ein Herz, sondern auf eine Kasse abgesehen hat, und der Autobesitzer, der angestrengt auf die Straße äugt, während er zum Hoftor herausfährt, verlangt vom Portal nicht mehr, als daß es sich leicht und geräuschlos öffne und schließe.

So geht bei unserm heutigen Dasein manches zugrunde, das dem Leben ehemals Abwechslung und Farbe gab; und wie unser städtisches Straßenbild trotz dem zunehmenden Verkehr von Jahr zu Jahr einförmiger und mechanisierter aussieht, so ist auch unserm täglichen Leben bei allem Tempo und aller Betriebsamkeit etwas verloren gegangen, das unwiederbringlich ist: ein Rhythmus, ein Stil, die dem alten Patriziat eigen waren wie sein besonderer Dialekt, und die man allerdings wie ein elegantes Gitter als Einschränkung empfinden konnte, aber auch als Schmuck und als Wahrzeichen alter Eigenart.

Noch vor einem Menschenalter hatten sich in Basel viele Gesetze des guten Tons erhalten, die heute niemand mehr beachtet. Ebenso geheimnisvoll wie mächtig thronte irgendwo zwischen alter Rheinbrücke und Gellert das gefürchtete „Me", was in einer Monarchie der Hof, in jeder hochentwickelten Gesellschaft „Man, On, They" repräsentiert. Bewußt zum Teil, zum Teil unausgesprochen, gab „Me" in allen Lebenslagen Anweisung und Beispiel. Wer dazu gehörte, wuchs mit Selbstverständlichkeit in diesem Stilgarten auf; wer Ambitionen hatte, dazuzugehören, riß sich vielleicht an irgendeinem Häklein des Gitterwerks ein Löchlein; Geheimnis der Wenigen blieb, sich allezeit das Tor aus der Enge in die Weite offenzuhalten, und der immer drohenden Gefahr der Verknöcherung zu entgehen, ohne in die später doch allgemein eingebrochene Formlosigkeit zu verfallen.

Auch in Basel gab es Leute, die bei Tage schliefen und nachts lebten, oder solche, die keine Dienstboten um sich haben wollten und nur durch schriftliche Befehle mit diesen verkehrten; aber wer keinen besonderen Wert auf individuelle Lebensgestaltung legte, konnte sozusagen automatisch alles vollbringen, das zum täglichen und geselligen Leben gehört. Aus den zahllosen Usancen, die jede Angelegenheit des Benehmens, der Toilette, der Tageseinteilung, ja des Speisezettels umrankten, sind vielleicht am interessantesten diejenigen, die die großen Lebensabschnitte — Geburt, Hochzeit und Tod — begleiteten, die in Basel durch „Ansagen" ausgezeichnet wurden.

Kam in einer der Familien, die man in Gutem oder Bösem als zur „Dalbe" gehörig bezeichnete, auch wenn sie auf dem Nadelberg wohnten, ein Kindlein zur Welt, so lag sicher im Schreibtisch seiner Mama die „Ansagliste" bereit, und um 10 Uhr ging die „Stubenmagd" („Zimmermaitli" sagte man nie) in schwarzem Kleid, großer weißer Schürze, ohne Hut, aber bei kühler Witterung in schwarzer Jacke, zu den Verwandten und „Hochzeitsfreunden", um die Neuigkeit anzuzeigen: ein Kompliment von Herrn und Frau Soundso, und sie haben heut Nacht ein Mädchen bekommen. Komment war, daß die Dame des Hauses, der von ihrem Zimmermädchen diese Bestellung ausgerichtet wurde, sich selbst an die Haustüre bemühte, um sich die Meldung noch mit einigen Einzelheiten bestätigen zu lassen, ihre Gratulation aufzutragen und der Meldenden ein Trinkgeld in die Hand zu drücken. Wem eine Geburt angesagt wurde, der hatte sich in den nächsten Tagen nach dem Befinden von Mutter und Kind zu erkundigen und nach dem zehnten Tag mit Blumen oder einem „Buschigschenk" und einem Trinkgeld für die „Vorgängerin" bewaffnet bei der Wöchnerin Besuch zu machen. Da diese unfehlbar drei Wochen ganz im Zimmer blieb und kaum vor sechs Wochen ausging, hatte man zu seinem „Buschibsuech" mehr Zeit als heute, wo es als Verweichlichung gilt, sich mehr als drei Wochen zu schonen.

Da es verpönt war, in Gesellschaft zu gehen oder gar zu verreisen, ehe das Kindchen getauft war, fand die Zeremonie fast immer in der sechsten oder siebenten Woche nach der Geburt statt. In strengen Familien galt sogar die Regel, daß die Taufe der erste Ausgang der Mutter sein sollte. Ein Auflauf der Schuljugend auf der Pfalz deutete auf eine große Taufe in der Niklauskapelle, bei der sich außer Eltern und Täufling, Vorgängerin und der obligaten weisen Frau, dem Pfarrer und den Paten korrekterweise auch die Damen und sogar einige der Herren, die zum Taufessen geladen waren, eingefunden hatten. Die Patinnen — es waren ihrer zwei für ein Mädchen, eine für ein Bübchen — erschienen in Schwarz, die Paten — einer für ein Mädchen, zwei für ein Bübchen — im Gehrock; das Tragen beliebiger Farben bei solchem Anlaß kam kurz vor dem Krieg auf und wurde sehr mißbilligt. Galante Paten, die noch auf hübsche alte Bräuche hielten, schickten ihren Mitgevatterinnen am Morgen des Tauftages Blumen und ein Paar Handschuhe; schon um die Jahrhundertwende aber ließen es die meisten Herren bei den unumgänglichen Geschenken an Mutter und Kind und an allfällige ältere Geschwister, und an den wenigstens dreierlei Trinkgeldern, die der Tag erforderte, bewenden. Zum Taufessen lud man so viele Gäste, als der verfügbare Raum fassen konnte. Man zog wenn immer möglich gewisse ganz alte Verwandte zu, die sonst kaum mehr in der Welt erschienen, die sich aber zu einem Taufessen, das gewissermaßen als Ausklang einer religiösen Feier angesehen wurde, noch herbeiließen, um dann aber mit Kenneraugen die Vorkehrungen der noch ungeübten jungen Gastgeber zu überprüfen.

Das Kindchen wuchs heran, strampelte nicht wie die Kleinen von heute in Freiheit und wollenen Unaussprechlichen, sondern hatte seine Bewegungen nach den vielen Festons und Volants und Schleifen und Knöpfchen seiner langen schneeweißen Perkalekleidchen zu richten. Sein erster Zahn, bei einem Büblein dann die ersten Hosen, waren Veranlassung zu Be-

suchen bei Paten und Großeltern und zu Geschenken von „Fränkli“ oder „Fümfliber“. Man ging zur Schule, hatte „der blau Hueschte“ oder „d'Rotsucht“, man blieb sitzen oder nicht; endlich kam man „in Unterricht“ und wurde konfirmiert. Während des Religionsunterrichts wurde streng darauf geachtet, daß der junge Christ durch keine Zerstreuungen von seinen ernsten Aufgaben abgelenkt werde; jedes Vergnügen war verboten, nicht einmal Konzerte erlaubt. Die Tanzstunde hatte selbstverständlich aufgehört, Buben und Mädchen sahen sich offiziell nicht mehr; daß sie sich gar oft „zufällig“ trafen, mißfiel männiglich, war aber nicht zu verhindern. Nahte dann der große Tag, so hatte man seine Paten und Patinnen aufzusuchen, um sie zur Feier einzuladen, eine Aufmerksamkeit, die sie durch ein „passendes“ Geschenk zu quittieren hatten. Wie sich die Begriffe vom Passenden gewandelt haben, zeigt deutlich ein Konfirmationsgeschenk von heute und von dazumal: niemals wäre man auf die Idee gekommen, einem Patenkind oder jungen Verwandten Zigarettenkästchen oder silberne Streichholzschachteln zu verehren! Wer nicht Uhr, Kette, Siegelring oder Manchettenknöpfe schenkte, warf sich auf klassische Literatur oder Erbauungsschriften, oder wählte ein Andachtsbild, Photographie oder Aquatinte nach Carlo Dolci oder Schnorr von Carolsfeld; beliebt waren auch die Mappen mit Richters Vaterunser.

Die Konfirmationsfeier selbst war schön und eindrucksvoll. Daß auch sogenannte „positive“ Pfarrherrn heute die traditionelle Festtracht der Konfirmanten abschaffen wollen, ist nicht recht verständlich; wer hätte nicht leise Rührung empfunden beim Anblick der jungen Mädchen in ihren schwarzen Kleidchen mit den weißen Häubchen, und den Knaben, die in den ersten langen Beinkleidern und knappen Jacken so feierlich und doch so frisch und lieb dreinschauten? Bei den Töchterchen aus der Gesellschaft waren übrigens die Häubchen so gefertigt, daß sie das Haar bedeckten, während die Bürgermädchen große Rüschen trugen, ähnlich dem Kopfputz eines Zimmermädchens;

diese Divergenz blieb bis vor einigen Jahren bestehen, und wenn auch je und je Mädchen aus dem Bürgerstand ganze Häubchen trugen, so ist jedenfalls nie eine Konfirmandin aus der „Dalbe" in einer Rüsche erschienen.

Unweigerlich folgte der Konfirmation das „Welschland". Jahrhundertalter Tradition gehorchend, ergoß sich im April und Mai ein Strom von Basler Eltern mit Söhnen und Töchtern an die Gestade des Neuenburger- und Genfersees; eifrige, ja hitzige Diskussionen gingen der Reise voran, denn die Frage: „Pensionat oder Familie?" spaltete jeden Familientag in zwei Lager. Wohl gab es Montmirail und Prangins, die Institute der Mährischen Brüder, die unter allen Umständen von den pietistischen Familien vorgezogen wurden; aber die etwas weltlicheren Eltern hatten die Qual der Wahl, und die Momente der distinguierten Erziehung, der erwünschten oder weniger netten fremden Elemente, des besonders guten Akzents, die Fragen von Verpflegung und Quartier, wurden monatelang angelegentlich verhandelt.

Zurückgekehrt fing für die jungen Mädchen eine Existenz des Wartens und Erwartens an, die unsern heutigen Handelsschülerinnen und Studentinnen seltsam vorkommen würde. Man nahm Kochstunden, Nähkurse, bei einigem Talent Sing- und Malstunden. Beherztere hörten Professor Wölfflins kunstgeschichtliche Vorlesungen, und die französischen Literaturstunden von Herrn Pfarrer Tissot, im Hause irgendeiner dame patronesse abgehalten, hatten großen Zulauf.

Ein großes Interesse, ja eine Angelegenheit, die die Eltern junger Mädchen, sofern sie aufmerksam und besorgt das Wohl ihrer Töchter verfolgten, mit größtem Anteil beobachteten, war die Wahl der Vereinlifreundinnen. Ein „Vereinli" war und ist in den meisten Fällen ein Bund fürs Leben, und konnte in mancher Beziehung bestimmend für die Interessen und den ganzen Verkehr eines jungen Mädchens sein. Theoretisch gesellten sich die kleinen Mädchen nach freier Wahl vom 10. oder 11. Jahr an zu einem Vereinli zusammen; oft aber wirkte

irgendeine kluge oder ambitiöse Mutter als Dea ex machina, und wenn die Tochter aus dem Pensionat zurückkehrte, ergaben sich scheinbar zufällig neue Kombinationen, die dann erst zu dem festgefügten Gebilde wurden, das allen Lebensstürmen trotzte. Die Vereinlifreundinnen hatten und haben gewisse Prärogativen, besonders bei Hochzeiten: sie schenken der Braut Kranz und Schleier, und bis vor 15 Jahren etwa verehrten sie als gemeinsame Hochzeitsgabe einen zierlich gefüllten Arbeitstisch.

Für die Söhne kamen nun je nach der Berufswahl völlig verschiedene Beschäftigungen. Am typischsten für das alte Basel war wohl die Laufbahn des künftigen Bandfabrikanten, bei dem die einzig offene Frage hieß: vorher Matur machen oder nicht? War dieser Punkt erledigt, so wußte er genau, was er vor sich hatte: zuerst kam die Lehre im väterlichen Betrieb, ein Sommer auf der Filanda in der näheren oder weiteren Umgebung von Mailand, dann die Webschule in Lyon oder St. Etienne, dann interimistische Besuche in der Heimat, während welcher man sich tüchtig amüsierte und eventuell die künftige Lebensgefährtin vormerkte. Hierauf die längere oder kürzere „Fremde" — London, Paris, Berlin, New York — je nach dem der Herr Vater Wert auf Erweiterung des Horizontes legte oder nicht.

Kam dann des Hauses junger Sproß zurück, so fiel er, wenn er Glück hatte, in einen „lustigen" Winter, das heißt oder hieß in einen Winter, in welchem mehrere Brautpaare zu fêtieren waren. Denn — und dies war vor 30 Jahren eine Eigenheit der Basler Gesellschaft — die Eltern heiratsfähiger Söhne und Töchter gaben Bälle nicht, um ihre Kinder einzuführen oder ihnen Vergnügen zu machen, sondern zu Ehren verlobter Neffen und Nichten; so wollte es wenigstens die offiziell anerkannte Tradition, und was tat's, wenn irgend ein hübsches Achtzehnjähriges seine Eltern überredete, zu Ehren einer langweiligen, sonst sorgfältig gemiedenen Cousine und deren „bockigem" Bräutigam müsse man unbedingt tanzen lassen?

Hatten nun die verschiedenen Tanzgesellschaften und — bei günstiger Witterung — Schlittenfahrten ihr erhofftes Resultat gezeitigt, so setzte eines Abends zwischen Licht der Vetter Karl den Zylinder auf, um beim Vetter Fritz für seinen Sohn um die Hand der Tochter zu bitten. Erfolgte ein Jawort, so begann die stereotype Serie der Ereignisse: Geheimtuerei, Einweihung der Nächsten mit entsprechenden Übelnehmereien der nicht früh genug Berücksichtigten, Familientage im intimen Kreis der kontrahierenden Parteien und endlich der erlösende Tag der offiziellen Deklaration. Die Equipagen der Großeltern mußten requiriert werden, denn Braut und Bräutigam sowie die beidseitigen Väter rückten in großer tenue aus zum Ansagen — das zweite „Ansagen" im Basler Lebenslauf und das Einzige, das der Beteiligte selbst zu besorgen hatte, und das Einzige, das noch ziemlich allgemein geübt wird; nur daß heute die Braut im kleinen Tailleur in ihr schnittiges „Rosengart" schlüpft und in einer Stunde von Riehen bis Reinach ihre Besuche erledigen kann, während man damals in der Eltern Viktoria sich noch überlegte, ob man wirklich Zeit habe, zur Gotte auf die neue Welt zu fahren. Zu dieser Tournée steckte man ein Bouquet von Nelken oder Rosen an, das der Erkorene in der Frühe geschickt hatte; dieser Blumenschmuck war früher außer bei solchem Anlaß so wenig gebräuchlich, daß es einer Dame, die zufällig mit einem angesteckten Nelkenstrauß über die Straße ging, passieren konnte, daß ein vorbeigehendes Kind seine Mutter fragte: „Mamme, isch das e Brut?".

Die Anzeige einer Verlobung an die weitere Bekanntschaft geschah in Basel, und geschieht heute noch, anders als in französischem oder englischem Sprachgebiet, wenn auch sehr oft in französischer Sprache. In Paris und Genf z. B. melden die Verlobten und ihre Eltern die Neuigkeit ihren guten Bekannten brieflich, mündlich oder telephonisch, und alle Fernstehenden erhalten erst wenige Wochen vor der Hochzeit die gedruckte Anzeige, die auch Ort und Zeit der bevorstehenden

Trauung angibt. Ähnlich ist die englische und amerikanische Sitte, nur daß dort die Einladung zur Trauung überhaupt die Verlobungsanzeige ersetzt. Daher das Staunen vieler Fremden in Basel, die nicht begreifen, weshalb man nicht zur Trauung dieses und jenes jungen Paares eingeladen wurde. Denn in Basel ergeht an alle, auch die entferntesten Bekannten, das „faire-part"; offenbar überwiegt die Vorliebe für möglichst weitgehende Veröffentlichung einer Verlobung die Bedenken über die allfällige Unannehmlichkeit bei einer immerhin möglichen Lösung des Verlöbnisses. Eine „zruckgangeni" Verlobung war aber auch in früheren Zeiten eine viel fatalere Angelegenheit als heutzutage und gab Anlaß zu langanhaltenden Familienbrouillen. — An den ersten drei Sonntagen nach dem Ansagen empfing man, wie heute noch, von 11 bis 1 Uhr die Gratulationsbesuche und zwar Braut und Bräutigam getrennt, Jedes mit seinen Eltern, in seinem Elternhaus, wenn nicht ganz besondere Umstände zu einer Modifikation des stehenden Brauches zwangen.

Lange Verlobungen waren nicht beliebt, im Allgemeinen währte „e Brutschaft" zwei bis drei Monate, dann machte ein Dienstag oder Donnerstag — andere Tage gab es nicht zum Heiraten — dem Hangen und Bangen ein Ende. Vorher aber mußten noch die Brautvisiten gemacht werden, die man allerdings nicht mehr, wie vor 75 Jahren, in Balltoilette machte; aber sie gaben doch eine Art kleinere Zeremonie, denn man hatte sie bei den Großeltern, den Großtanten und -Onkeln und den Taufpaten nach vorheriger Anmeldung abzustatten, während bei den Hochzeits-Freundinnen, bei denen die Besuche auch de rigueur waren, keine Anmeldung erwartet wurde. Den besonderen Charakter dieser Visitentournee, für die man sich in die größte Gala zu stürzen hatte, die bei Tage überhaupt angängig war, bezeichnete die Anwesenheit eines Dieners auf dem Bock des Coupés oder der Viktoria, sonst in dem (theoretisch) demokratischen Basel keine häufige Erscheinung, aber in diesem Falle unerläßlich.

In den verschiedenen Familien bestanden verschiedene Gepflogenheiten in Bezug auf das Verhalten der Brautpaare unter sich und in der Verwandtschaft. War man im ganzen ziemlich large im Erlauben von langen Besuchen des Bräutigams, den die Braut beinahe immer allein empfangen durfte, so gab es Familien, die mehr auf französischen Usus hielten, bei denen stets ein chaperon zugegen war. Daß diese Ehrenwache gehalten war, sich hinter einer möglichst umfangreichen Zeitung zu verstecken, tat nichts zur Sache. Denn logisch verfuhr man nicht immer: so durfte eine junge Braut, wenn ihre Eltern abends ausgingen, ihren Bräutigam, der von auswärts kam, nicht zum Abendessen empfangen, wohl aber allein mit ihm sieben Stunden weit auf der Bahn zu Besuch bei seinen Eltern fahren. In einigen Sippen wurde die Braut oder Bräutigam beim ersten Erscheinen im Familientag von allen Anwesenden mit atemraubender Promptheit das Du angeboten; in einer andern großen Familie machte man überhaupt nie „Schmollis" mit Angeheirateten, und Braut und Bräutigam sagten sich bis zum Hochzeitstag Sie, wenn sie auch mit allen andern Jugendgespielen auf Du waren.

Zu den Vorbereitungen der Hochzeit gehörte die Zusammenstellung der „Gobeliste", eine ernste Arbeit, denn vom Erfolg des „Gobetags" hing die mehr oder minder elegante Einrichtung des jungen Paares ab, umsomehr, als mit den Jahren die reizende Sitte des „Brautgeschenkes" in Abgang kam. Vor fünfzig Jahren bestand noch der Brauch, der Braut bei ihrem ersten Besuch in der Familie ihres Verlobten ein vollständiges Tee- und Kaffee-Service in Porzellan und Silber, nebst dazugehörigem Tisch, zu verehren; kurz vor der Hochzeit erhielt dann diese Glückliche noch die „corbeille", enthaltend Seidenstoff, Fächer, Schals, Spitzen, Handschuhe, das Brauttaschentuch und den Brautschmuck, den sie dann am Hochzeitstag trug. Später wurde dann die „corbeille" abgeschafft, und prosaischere Schwiegereltern gaben nicht einmal mehr das Brautgeschenk, sondern ein beliebiges Möbel

oder sonstiges Geschenk, sodaß das Brautpaar, sofern es überhaupt auf einheitliches Silber reflektierte, gezwungen war, auf seinem Wunschzettel Lieferant und Stil des gewünschten Services anzugeben, wie das heutzutage gang und gäbe ist; man fand es damals „ehnder unemietig" und prätentiös. Da dieser vielverschrieene, aber eigentlich vernünftige und praktische Usus der Wunschliste heute noch in voller Übung besteht, brauche ich mich nicht weiter darüber auszulassen, aber über die Art des Schenkens und namentlich über den „Gobetag" selbst seien mir einige Worte gestattet.

Nur in einer kleinen, eng beieinanderwohnenden Gesellschaft war es bis vor ganz kurzem möglich, daß jedermann wußte, wann eine bestimmte Hochzeit stattfinden werde, und somit auch das Datum des Gobetags, der unweigerlich am Vorabend abgehalten wurde.

Schicken wir voraus, daß eine Basler Hochzeit drei Teile hatte und meist heute noch hat, obschon heute innerhalb der Gesellschaft viel mehr Varianten vorkommen als „Me" früher geduldet hätte. Die drei Abschnitte des großen Tages hießen „Bruthus", oder „Zämmefahrete", „Kirche" und „s'Esse". Eine Art Vorspiel zum „Bruthus" bildete der „Gobedag". Schon am frühen Morgen wurde im Eßzimmer des Hauses der Braut alles herumstehende Porzellan und Silber weggeräumt und der Eßtisch auf seine äußerste Länge ausgezogen, und die Braut und ihre Mutter stellten sich in Positur zur Entgegennahme der Geschenke. Im Verlauf des Tages hatte der Bräutigam und seine Mutter ebenfalls zu figurieren, Freundinnen und Cousinen kamen, hilfsbereit und neugierig. Eine wichtige Persönlichkeit ist nicht zu übergehen, denn sie hatte bei einem für Basel charakteristischen Ritus zu amten: das war irgendeine als besonders praktisch und gut informiert bekannte Schwägerin oder Tante, die gebeten wurde, um beim Taxieren („bim Schätze") der einlaufenden Geschenke zu helfen, mußte doch jede Hochzeitsgabe durch ein Trinkgeld an die Überbringenden im Betrag von 10% ihres Wertes quittiert werden!

Jede Baslerin jener Tage erinnert sich mit Grausen an die prestissimo ma sotto-voce gepflogenen Beratungen über den mutmaßlichen Grad der Generosität dieses oder jenes Gebers, an das peinliche Dilemma des Über- oder Unterschätzens und an die endlosen Übelnehmereien, die dieser barbarische Brauch zeitigte.

Die Geschenke wurden nicht vom Laden aus, sondern durch einen Dienstboten geschickt, so hübsch und originell wie möglich mit Blumen geschmückt, auf den allbekannten flachen „Gobekerbli", auch einer Basler Spezialität, arrangiert. Die Braut hatte selbst den sonntäglich „gmutzten" Zimmermädchen ihre Freude an dem Überreichten auszudrücken und ihnen nahezulegen, sich doch ja die schon vorhandenen Geschenke anzusehen; unterdessen wurde im Hintergrund die Fümfliber oder Fränkli in weißes Papier verpackt und beim Fortgehen der Botin eingehändigt. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß in den üblen Brauch des Taxierens anno 1914 die erste Bresche geschlagen wurde, indem ein couragiertes Brautpaar einfach erklärte, sie würden Trinkgelder von 10, 5 und 1 Franken geben ohne genauere Schätzungen; ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung ließ die baldige Nachahmung dieser löblichen Neuerung voraussehen. Am Morgen des Hochzeitstages fuhr man zur Ziviltrauung aufs Standesamt. Erst seit dem Krieg, der nach Jahr und Tag wieder zur Führung von Reisepässen zwang, ist es erhört, daß die beiden Zeremonien mehr als ein paar Stunden auseinanderliegen. Wie staunen ältere Leute, wenn sie heute die Braut auf dem Standesamt in einem hellbraunen Mäntelchen, den Bräutigam in blauem Cheviot und weichem Kragen sehen! Früher erschien die Jungfer Hochzeiterin in schwarzer Seide, der Herr Hochzeiter im Gehrock oder „Hätzle", die Trauzeugen ebenfalls en cérémonie. Bei der Heimkehr ins Brauthaus war es stets eine bestimmte Serviererin, die es als ihr Privileg ansah, die Wagentür aufzureißen und der Neuvermählten als Erste durch die Anrede mit ihrem soeben erworbenen Namen einen kleinen frohen Schrecken zu verursachen.

Nachmittags trat dann mit dem „Zämmefahre" um halb zwei Uhr die keineswegs leichte Arbeit des Hofmeisters, der schon seit Wochen bei den Einladungen und allen sonstigen Vorbereitungen als Sekretär fungiert hatte, in ihre öffentliche Phase. Ich kann den Leser nicht mit dem ganzen komplizierten Apparat, der hier zu spielen hatte, langweilen; eine technisch in allen Einzelheiten korrekt durchgeführte Basler Hochzeit in den Jahren, in denen weder Telephon noch Automobil die Dinge vereinfachte, lieferte reichlich Material für volkskundliche Betrachtungen und ebenso reichliche Gelegenheit für diplomatische Künste und Kniffe, wurde auch schon von gewandtester Feder trefflich geschildert.

Hatte man im Brauthaus den schwarzen Kaffee genommen und die Geschenke ausgiebig betrachtet und besprochen, so fuhr man in den Wagen der gesamten Verwandtschaft zur Kirche, das Brautpaar im reichgeschmückten Landauer vorauf. Eigenartig berührte fremde Gäste immer die Tatsache, daß das junge Paar wohl Arm in Arm in die Kirche zog, sich aber vor dem Altar zu trennen hatte. Die Braut nahm in der vordersten Bank rechts zwischen den beiden Müttern, der Bräutigam links zwischen den Vätern Platz; heute kommt mehr und mehr die symbolisch ansprechendere Variante auf, daß die Braut mit ihrem Vater, der Bräutigam mit seiner Mutter hereinkommt, und daß zwei Stühle vor dem Altar das lästige Manövrieren mit Schleier und Schleppe auf ein Minimum reduzieren. Übrigens spielte der Organist ausnahmslos als Einzugsmarsch „Tochter Zion, freue Dich", nur für den Schlußmarsch schienen mehrere Möglichkeiten zu bestehen.

Noch heute beginnen in Basel die Hochzeitsessen zu einer unglaublich frühen Stunde und um halb sechs, meist bei hellem Tageslicht setzt man sich in großer Abendtoilette zu Tisch. Gleich nach dem Potage à la Reine beginnt die Reihe der obligaten Toaste, die historisch veranlagte Gäste auf ihren Menukarten verzeichnen. Die Reden des Hofmeisters auf das Brautpaar, die der beiden Väter auf die neu mit ihnen alliierten Familien,

die des „besten Freundes“ wieder auf das Brautpaar bleiben sich von Fall zu Fall ziemlich gleich; originell war gewöhnlich erst die Rede des zweiten Freundes auf die Freundinnen, je nach Umständen eine nicht unverfängliche Sache. Früher gab es nach dem für Hochzeitsessen charakteristischen Sorbet die große Pause, die eine Kinderaufführung etwas langweilig, aber rührend ausfüllte; und die zweite Hälfte des Diners würzen auch heute die unprogrammäßigen Reden und die Verlesung der eingelaufenen Depeschen. Beim Dessert wurde und wird noch heute den auswärtigen Hochzeitsgästen zum Erlebnis, was keine noch so drastisch schildernde Vorbereitung abschwächen konnte: der B'haltis! Diese unappetitliche und kleinbürgerliche Angelegenheit näher zu beschreiben, sei mir erlassen, kennt doch jeder zur Genüge diese mit Herzen, Pantoffeln, Hausschlüsseln und Ringen verzierten Papierdüten mit dem Monogramm des Brautpaares, die als eisernen Bestand ein Mandelherz, eine Tabakrolle, ein Änisbrot und zwei Schenkeli bergen, und deren weitere Füllung ein Vorgang von solcher Peinlichkeit ist, daß er jedesmal von neuem als größter Schönheitsfehler einer sonst hübschen und in ihrer altfränkischen Eigenart sympathischen Feier wirkt. Aufführungen aller Art, bei denen der berühmte und berüchtigte Basler Witz Orgien feiert, folgen dem Aufheben der Tafel. Die Braut verteilt ihr Bouquet, tanzt den ersten Tanz (früher Tischwalzer genannt) mit ihrem Gatten und verschwindet nach einiger Zeit, um sich zur Abreise umzuziehen. Von diesem Moment an senkt sich vor dem Basler Brautpaar ein Vorhang, den niemand zu lüften trachtet, und wer weiß, was in einigen andern Gegenden für gefährlicher und taktloser Schabernack die Abreise und die ersten Stunden und Tage der Flitterwochen stört, der muß den beiden zu ihrem „endlich Allein“ gratulieren.

Abweichungen von diesen Normen mißbilligte man bis zum Kriege höchlich; heutzutage läßt man sowohl persönliche Vorliebe wie auch praktische Erwägungen zugunsten irgendeiner Variierung des Bestehenden viel eher gelten.

Von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, fand sich das Basler Paar eingereiht in seine Familie, in seine Stellung und seine Kaste, und sein Programm sozusagen festgelegt bis ans Ende der Tage. Mögliche Ausnahmen ergaben Berufung an eine auswärtige Universität im Falle eines Gelehrten, oder etwa gesundheitliche Umstände, die längere Kuren im Ausland erforderten. Im allgemeinen brachte man mindestens 10 Monate des Jahres in der Stadt zu, und der Stoßseufzer, den man heute so oft hört: Zu welcher Jahreszeit sind eigentlich die Leute zu haben? wäre ehedem grundlos gewesen. Vom ersten September bis Ostern konnte man seine gesamte Bekanntschaft täglich sehen, und innerhalb der Gesellschaft ließ sich mit ziemlicher Sicherheit von jedermann sagen, wo er oder sie sich an einem gegebenen Abend befinden werden. Noch bestand in seiner ganzen Majestät der Familientag, je nach den Sippen ein unerträglicher Zwang oder eine liebe Gewohnheit; ja, bei einigen älteren Damen gab es noch große Teefamilientage, bei denen von vier Uhr an am schöngedeckten Tisch wunderbare „Dunkis" und Cremen verspeist wurden, worauf im Salon bei Handarbeit und vielstimmigem Geplauder zwei oder drei Stunden vergingen; gegen halb acht erschienen die Herren, in deren Gesellschaft man Schinken, Butterbröttchen und Rotwein genoß, was nicht hinderte, daß man zuhause noch ein Abendessen einnehmen sollte.

Der Rhythmus des normalen Lebens umfaßte die Sommerferien, die Heimkehr in die Stadt, eventuelle Herbstferien, die Messe, dann den Beginn der Abonnementskonzerte, der Aulavorträge, Nähvereine, Familientage, Vereinli. Für die Herren kamen hinzu die Historische Gesellschaft, die damals noch dem weniger seriösen Geschlecht verschlossen war, und die Offiziersgesellschaft; die endlose Kette der Diners, die weniger häufigen Bälle; Weihnachten und Neujahr mit ihren tausend Verpflichtungen, denen „Me" sich beileibe nicht entziehen durfte, die Fastnacht, die eine Epoche markierte, auch wenn man kein enragierter „Fasnächtler" war; das Frühjahr mit

seiner besonderen Veranstaltung, der „Putzete", die sogar in der „Dalbe" manche Hausfrau stark beschäftigte und manchen Hausherrn ärgerte; und so nahte wieder der Sommer, der in der mit blühenden Gärten reichgesegneten Stadt einen besonderen Reiz hatte und noch hat.

Hatte man die Last und Hitze des Tages getragen und war man nachgerade sechzig geworden, so war wohl Basel früher eine der angenehmsten Städte für alternde Herrschaften, ist es vielleicht noch heute. Die Etikette verlangte weitgehende Rücksichten gegen das Alter, und die ganze Lebensweise in der kleinen Stadt begünstigte einen geruhigen Lebensabend. Eine Spezialität waren von jeher die vorzüglichen Dienstboten, die sich nicht sowohl durch Schliff und Stil als durch treue Hingebung und großen Fleiß auszeichneten: Leute, die dreißig und mehr Jahre in ein und demselben Hause dienten, waren keineswegs selten. Die Schweiz lieferte nur wenige dieser Perlen, die Mehrzahl stammte aus dem heute noch von unsern Eltern so genannten „Markgrofeland". In einigen Häusern redete man sie noch in der dritten Person an — „Jean, fahr er am dry vor"! „Babette, thieng si frischi Handzwächele in d'Gaststube"!

Das dritte und letzte vom Basler Kodex vorgeschriebene Ansagen meldet den Tod des Guten, der die Sitten und Gebräuche der Gesellschaft allezeit hochgehalten hatte. Auch in diesem Falle zeichnete sich Basel durch ein robustes Verhalten aus; man nahm sich nur in den seltensten Fällen irgendwelche Freiheiten den hergebrachten Usancen gegenüber. In Genf ist es Sitte, daß die Familie eines Verstorbenen bis zum Tage der Beerdigung bunte Farben trägt, um ja nicht den Schein zu erwecken, als hätte man sich vorbereitet; in Basel darf man sich selbstverständlich ebensowenig vorbereiten, wenn ein Todesfall auch noch so unabwendbar nahesteht; aber innerhalb des ersten halben Tages hat das Ansagen zu geschehen, und von diesem Moment an muß die trauernde Familie in tiefem Schwarz bereit sein, Besuche zu empfangen. Für viele Leid-

tragende ist in den letzten Jahren die Sitte der „Stillen Bestattung", die bei ihrem Aufkommen auf das Schärfste getadelt wurde, eine große Erleichterung geworden. Eine Basler Beerdigung alter Observanz ist heute noch und war vor dreißig Jahren noch mehr mit einem Schnörkelwerk von Gebräuchen umgeben, deren wichtigste die Ordnung des Trauerzuges regelten. Die Frage war wohl zu erwägen, ob man den Onkel Regierungsrat oder den Vetter Nationalrat gleich hinter dem ältesten Sohn, der mit dem Pfarrer den Vortritt hatte, mit dem zweiten Sohn gehen lassen sollte, denn Verstöße bei solchem Anlaß ließen sich am wenigsten wieder gutmachen.

Wer denkt nicht mit leisem Schrecken an die Zeremonie des Kondolierens im halbverdunkelten Zimmer, da die Damen der Familie im Halbkreis sitzen, streng „der Ehr no", und sämtliche Herren der Gesellschaft vor sich defilieren sehen, je nach dem Grad der Bekanntschaft oder Verwandtschaft sich die Hand drücken lassend, oder auch nur eine stumme Verbeugung entgegennehmend. Im Korridor sammeln sich diejenigen, die an der Feier teilzunehmen gedenken; weniger Beteiligte kommen nicht ins Haus, sondern lassen ihre Visitenkarte in die vor der Haustür bereitgestellte Urne werfen. Den Herren, die „das Leid zu führen" hatten, wurde eine lange Crêpe-Schleife um den Arm gebunden, und der intime Freund und langjährige Associé eines Verstorbenen hatte, streng genommen, kein Anrecht auf diesen funebren Schmuck, der nur den Verwandten, und mochten sie mit dem Verblichenen in notorischem Unfrieden gelebt haben, zukam. An der Kirchtür spaltete sich nach der Trauerfeier die Schar der Herren, denn nur die näheren Bekannten und die Verwandten gingen mit auf das Grab. Die Damen blieben und bleiben meist auch heute noch im Trauerhaus; hier hält ihnen ein Pastor, der irgendwie der Familie nahesteht, eine Privatandacht, bei welcher aber ebenso wie in der Kirche, der Lebenslauf des Verstorbenen, „die Personalie", verlesen wird. Der Augenblick des Aufbruches der Herren, der durch ein Gebet eingeleitet wird, ist für zarte und

durch wirkliche Trauer verletzlicher gewordene Nerven sehr schmerzlich; aber ich wüßte mich keines Falles zu ensinnen, in dem sich eine Gattin oder Tochter dieser ganzen Schaustellung entzogen hätte.

Haben wir so den Lebenslauf eines Baslers aus alter, auf ehrwürdige Sitte haltender Familie begleitet, so bleiben uns wohl nur noch ein paar Spezialitäten zu notieren, die für die Gesellschaft in der Rheinstadt typisch sind und die sich von Jahr zu Jahr mehr verlieren. Denn auch das allgewaltige „Me" mußte schon vor Jahren vor zwei Mächten des modernen Lebens kapitulieren: Telephon und Automobil haben hier wie anderwärts gar manchen feinen Brauch weggefegt. Wie fest standen früher die Regeln der Höflichkeit bei Einladungen: zermonielle Einladungen schickte man von Hand, die Post galt als weniger korrekt; die Antwort hatte im Fall einer Annahme innerhalb von 24 Stunden, im Fall einer Absage umgehend zu erfolgen. Telephonische Einladungen galten anfangs als vag und nicht eigentlich bindend; hatte man telephonisch bei A etwas angenommen und kam eine schriftliche Einladung von B auf denselben Tag, so fragte man bei A nochmals an, ob es auch wirklich „gelte".

Allerhand Tabus kleinerer und größerer Art gab es, die je nach den Familien mehr oder weniger streng beachtet wurden, z. B. in Toilettenfragen waren einige der alten Damen sehr genau und hielten auf Regeln wie „les mois sans r ne supportent pas le velours", oder „ein junges Mädchen trägt weder Perlen noch Brillanten". Das Tragen von Trauer war eine Wissenschaft für sich, und eine Basler Eigenart war und ist, für Onkel oder Tante nur „ins Leid zu gehen", wenn sie ledigen Standes waren — wenn niemand offiziell gehalten wäre um sie zu trauern, sagen die Empfindsamen; wenn man sie beerbt, behaupten die boshaften.

Nicht allzulange ist es her, daß ein intimerer freundschaftlicher Verkehr zwischen Menschen verschiedenen Alters als auffallend und nicht ganz normal angesehen wurde. Im allge-

meinen war man mit seinen Klassengenossen, seinen Dienstkameraden und seinem Vereinli befreundet, Ältere oder Jüngere waren bloß Bekannte. Hier hat wohl der Sport segensreich gewirkt, der fröhliche Kameradschaften bei größten Altersunterschieden entstehen ließ, und sich überhaupt in so vielen Beziehungen befreiend erweist. In vielen Familien sah man sich außer am Neujahr, wo die obligate Visitentournée und die großen Familientage alle Generationen vereinigten, sozusagen nur unter Mitgliedern derselben Generation. Das ging so weit, daß z. B. ein Herr, der viel jünger war als all seine Geschwister und intim befreundet war mit dem genau gleichaltrigen Sohn seiner ältesten Schwester, nie auf die Idee gekommen wäre, diesen Neffen zu dem Familientag, den er regelmäßig mit seinen Geschwistern abhielt, einzuladen. Daß noch vor dreißig und weniger Jahren Freundschaften zwischen Personen verschiedenen Geschlechts viel mehr auffielen und viel mehr und unangenehmer besprochen wurden als heutzutage, weiß jedermann; typisch für diese Auffassung ist der Ausspruch einer streng auf gute Sitte haltenden Baslerin, die einer Schwiegertochter eines Tages, als diese einen nicht verwandten Herrn als ihren Freund erwähnte, in sehr scharfem Ton empfahl: „Merk Der ei fir allimol, e Dame het keini Frind".

Eine Basler Spezialität, die schon zu vielen Witzen Anlaß gegeben hat, ist das Trinkgelderwesen oder Unwesen, das hier in einem schier verwunderlichen Maß grassiert. Wer, Wem, Was, Wie und Wo steht seit unvordenklichen Zeiten fest, und ich kenne Damen meiner Generation, die ein besonderes Notizbuch diesem Kodex geweiht haben und dieses in leutseliger Weise ihren minder bewanderten Freundinnen und den jungen Frauen zur Verfügung stellen.

Unvollständig wie diese Aufzählung der Basler Bräuche ist, möge sie genügen, um das Bild einer in sich festgefügten, sehr selbstbewußten Gesellschaft zu charakterisieren. Daß so vieles von dem Geschilderten verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist, mag je nach der Einstellung des Lesers zu

einem resignierten „sic transit gloria mundi“ führen, oder zu der fröhlichen Überzeugung, daß stets neues Leben aus den Ruinen blüht.

Wie bei allen Angelegenheiten des Lebens wird uns aber auch hier klar, daß die gesellschaftlichen Formen und Entwicklungen, die wir in Basel kennen, wohl eigenartig, aber keineswegs einzigartig sind. Ohne irgendeinen wissenschaftlichen Beleg dafür zu suchen, wollen wir uns nur an Bücher erinnern, wie Edith Wharton's „Age of Innocence“, in dem das Leben im aristokratisch-kleinen New York der 70er und 80er Jahre beschrieben wird, und das in manchen Stellen ebensogut von Basel handeln könnte; oder an Thomas Manns „Buddenbrooks“, bei denen sich jeder Basler aus der „Dalbe“ durchaus heimisch fühlt; und will man etwas näher nach Analogien suchen, so findet sich wohl kaum etwas Besseres und sicher nichts Reizvolleres als Philippe Monniers klassische Sätze über „les gens bien“ in Genf — übrigens eine Gesellschaft, die mit der Dalbe von jeher freundschaftliche Beziehungen gepflogen hat: „Ils forment une classe considérable, unanime et persistante, qui se connaît plus qu'elle ne se fréquente, se salue plus qu'elle ne s'invite, se soutient plus qu'elle ne se sourit, mais respire la même atmosphère, s'entoure de la même enveloppe, et ne manque jamais à s'envoyer des cartes dans les circonstances au moins exceptionelles de la vie qui sont les mariages et les morts.“

Und wenn wir Älteren mit leisem Bedauern das Verschwinden so manchen Schnörkelchens, so mancher Blume oder Ranke am Fenstergitter oder am Portal mit ansehen, so wollen wir uns sagen, daß wohl die neue Generation ihre Freude hat an den hellen Scheiben, aus denen sie klaren Auges in die Welt sieht, und an den breiten Straßen, auf denen sie so siegessicher ins Weite fährt.